

## Die Flucht

„Ich will euch nicht verlieren, bitte, bleibt hier“, rief meine Schwester Marie. Sie war erst sechs und verstand die Situation nicht. Aber meine Eltern probierten ihr einzubläuen, nichts über ihre und Mamas Flucht zu erzählen. „Das geht nicht, die Nazis zwingen mich und Vater in den Krieg zu ziehen“ sagte ich. „Aber, aber ich will euch nicht verlieren, bitte geht nicht fort. Wir brauchen euch“, schniefte meine kleine Schwester.

Mein Vater erklärte: „Hier ist etwas Geld für euch, damit nehmt ihr euch morgen gegen Mittag einen Zug. Damit fahrt ihr nach Suhl und von dort werdet ihr von einem alten Mann abgeholt. Dem gebt ihr ein bisschen Geld, dann schlaft ihr eine Nacht bei ihm und er fährt euch nach Bamberg. Ihr könnt nicht mit dem Zug durchfahren, überall sind Kontrollen von den Nazis. In Bamberg habe ich einen Bekannten. Er hat ein Angelboot mit Motor. Es heißt „Blaue Möwe“. Er soll euch den Main-Donau-Kanal runterfahren. Ihm habe ich schon Geld geschickt.“

Meine Mutter Elise dachte darüber nach und sagte leise und traurig: „Ja, wir fahren morgen los.“ „Am Ende der Donau gibt es einen kleinen Hafen. Von dort nehmt ihr einen Bus und fahrt über die Grenze in die Schweiz zu Großtante Greta, die euch erwartet. Da seid ihr in Sicherheit vor dem Krieg. Und ganz wichtig: Das Visum für die Schweiz, das ich euch besorgt habe“, beschrieb Vater weiter. „Ja, so machen wir es! Ich habe euch so lieb!“, schluchzte meine Mutter. „Ich auch“, wisperte ich. Wir nahmen uns alle in den Arm.

Dann klopfte es an der Tür. Mein Vater ging zur Tür und guckte durch den gläsernen Spion. Er sah zwei Männer in Militäruniform. Er schnauzte: „ Ruhe jetzt, die Nazis!“

Er öffnete die Tür und die Männer kommandierten mit lauter Stimme: „Heil Hitler! Kurt und Johannes Philipp, kommen Sie bitte mit. Wir fahren zur Wehrmachtskaserne. Wir werden Sie zu stolzen Soldaten machen. Das Vaterland braucht jeden Mann!“

Mein Vater und ich hoben den rechten Arm und sagten verdattert: „Heil Hitler.“ Es blieb uns wenig Zeit, mein Vater gab meiner Mutter das Geld und wir sagten unserer verheulten Familie schnell Tschüss. Mein Vater und ich gingen zu einem großen Wehrmachtstransporter. Dort waren schon mehrere Männer, die teilweise sehr traurig und teilweise sehr stolz und selbstbewusst wirkten. Einige waren wahrscheinlich so überzeugt von den Ideen der Nazis.

Meine Mutter murmelte zu meiner Schwester, die sich immer noch nicht beruhigt hatte: „Pack‘ das, was dir am Herzen liegt und deine Zahnbürste in diese Tasche.“ Marie stand weinend auf und ging zu unserer Mutter und nahm sie in den Arm. Sie nahm meine Schwester liebevoll entgegen und küsste sie

auf die Wange. „Aber jetzt pack bitte seine Sachen.“ Sie stopfte ihre beiden Lieblingskleider, einen kleinen Kuschelhund von unserer verstorbenen Oma, Murmeln und ein Holzpferd, das ich ihr mal geschenkt hatte, in die kleine Tasche. In der Zeit hatte meine Mutter Abendessen gemacht. Es gab alles was sie noch hatten, das letzte warme Essen für lange, aber das wussten sie noch nicht. Meine Schwester aß langsam und viel. Dann putzte sie sich die Zähne und packte ihre Zahnbürste in die Tasche und ging ins Bett. Sie lag noch lange wach auf ihrer Matratze und dachte über den heutigen Tag nach, wie die Männer vom Militär gekommen waren, um mich und meinen Vater in das Militärcamp zu bringen. Dann schlief sie ein.

Zu dieser Zeit waren wir im Camp angekommen und gingen zu unseren Feldbetten. Es war weit von zu Hause weg und ich hatte Angst, dass ich nie wieder dorthin kommen und meine Familie nicht mehr sehen würde. Ich legte mich in das Feldbett neben meinen Vater und flüsterte leise: „Musst du auch die ganze Zeit über an Mama und Marie denken?“ Er sagte sehr leise und traurig: „Ich muss die ganze Zeit über ein Leben ohne sie nachdenken und ich habe Angst vor den Nazis und dem Krieg.“ Dann schliefen wir nach kurzer Zeit ein.

Am nächsten Morgen fuhren meine Mutter und meine Schwester zum nahe gelegenen Bahnhof. Dort kam gerade eine Zug auf das zweite Gleis gerollt. Der Zug bremste quietschend. Meine Mutter nahm meine Schwester an der Hand und ging auf den schmutzigen, roten Zug zu. Plötzlich kamen vier Soldaten zu ihnen gelaufen. Sie fragten: „Wo wollt ihr denn hin?“ Mein Mutter sagte ängstlich: „Nach Suhl.“ Meine Mutter gab dem Soldaten die Ausweise, er überprüfte sie und sagte: „Sie können weiter.“

Im Zug setzten sie sich auf eine Bank mit einem Tisch. Ein Mann kam in den Waggon. Er trug eine Hut und eine goldene Taschenuhr und wirkte freundlich. Er setzte sich auf die Bank schräg gegenüber und fragte, ob er die Koffer meiner Mutter ins Gepäckfach heben sollte. Meine Mutter sagte immer noch ängstlich: „Ja gerne“ und der Mann nahm die Koffer und packte sie nach oben. Er fragte: „Wo wollen Sie denn hin?“ Meine kleine Schwester sagte schnell: „Nach Suhl.“ Sie wusste, dass sie die Schweiz nicht erwähnen durfte. „Toll, diese Stadt ist sehr schön. Dort war ich schon oft.“ „Wir fahren dort zum ersten Mal hin“, murmelte meine Mutter müde. „Wir besuchen Bekannte“, fügte sie schnell hinzu. Sie fand den Mann sehr nett und weil sie so müde von der Nacht war, in der sie vor Aufregung kaum schlafen konnte, lehnte sie sich an die Schulter von Marie. Sie war auch sehr müde und beide schliefen ein.

Sie wurden von der Lautsprecherdurchsage geweckt: „Nächster Halt Suhl! Dies ist die Endstation!“ Beide schreckten gleichzeitig hoch und blickten verwirrt zu

ihren Koffern oder dorthin, wo sie mal gestanden hatten. Meine Schwester sagte: „Die Koffer sind weg und der Mann auch!“ Enttäuscht, den Tränen nahe, aber sehr entschlossen sagte meine Mutter: „Dann müssen wir es eben ohne die Koffer schaffen.“ Ihr kam ein schrecklicher Gedanke. Sie hatte das Visum für die Schweiz in ihrem Koffer. „Ohne Koffer und ohne das Visum“, murmelte sie vor sich hin, um Marie keine Angst zu machen. Meine Mutter nahm ihre Handtasche, die sie beim Schlafen auf dem Schoss gehabt hatte und gab meiner Schwester ihren Kuscheltierhund Schnuffelchen.

Dann gingen sie aus dem Zug raus und hielten Ausschau nach dem alten Mann, von dem mein Vater gesprochen hatte. Überall waren Soldaten und meine Mutter hatte Angst, dass sie wieder kontrolliert werden würde. Nach kurzer Zeit kam ein Mann, der an einer Pfeife rauchte, auf sie zu. Er fragte meine Mutter: „Sind Sie Frau Philipp?“ Nach dem Erlebnis mit dem Kofferdieb war sie misstrauisch. Zögerlich sagte sie: „Ja, die bin ich.“ Der alte Mann sagte mit seiner kratzigen Stimme: „Ihr Mann hatte mir vor zwei Wochen ein Telegramm geschickt, dass ich Sie hier abholen soll und ich bringe sie jetzt zu ihrer Unterkunft.“

Sie gingen an Häusern, Läden, an vielen Soldaten und Militärfahrzeugen vorbei, bis sie endlich vor einem Haus stehen blieben. Es war ein altes, kleines Bauernhaus mit einem Garten. In einem Stall hörte man Pferde wiehern und schnauben und das Gackern von Hühnern was zu vernehmen. Meine Mutter hatte Angst, dass sie wieder übers Ohr gehauen werden könnte. Aber irgendwo mussten sie ja schlafen. Meine Mutter wollte herausfinden, ob der Mann wirklich ihren Mann kannte und woher. Deshalb fragte sie ihn. Er erzählte ihr, dass er früher auch in Berlin gewohnt hatte und deshalb auch meinen Vater schon als Kind gekannt hatte. Er zeigte ihr ein Foto, das sehr alt aussah. Es zeigte zwei Männer und einen Jungen, die an einem Badesees saßen. „Das bin ich und das sind Georg und Ihr Mann.“ Meine Mutter erkannte ihren Schwiegervater und meinen Vater und war erleichtert. Der Mann gab meiner Mutter die Hand und sagte: „Ich bin Heinrich Maiberger.“ Meine Mutter lächelte: „Ich bin Elise Philipp und das ist meine Tochter Marie.“ Marie machte einen Knicks und sagte höflich: „Guten Abend!“ Er nickte ihr freundlich zu und sagte mit kratziger Stimme: „Ihr müsst im Schuppen schlafen, denn ich habe noch andere Gäste. Meine Mutter ahnte, dass sie besser nicht fragen sollte. Morgen fahre ich euch nach Bamberg mit meiner Pferdekutsche.“ Sie hatte Angst, aber fühlte sich trotzdem in dem Schuppen sicher und geborgen. Marie war aber auch aufgeregt.

Sie hatte vorher noch nie in einem Schuppen geschlafen.

Am nächsten Morgen wurden sie mit einem lauten Klopfen geweckt. Heinrich stand vor der Tür und rief mit seiner kratzigen Stimme: „Aufstehen, ich habe ein kleines Frühstück für euch.“ „Wir kommen“, murmelte meine Schwester verschlafen. Sie zogen sich an, nahmen ihre restlichen Sachen und gingen raus. Heinrich, der wie immer an der Pfeife rauchte, sagte kratzig: „Jetzt geht es los!“ Sie stiegen in die Kutsche. Die Pferde waren schon eingespannt. Dann fuhren sie los. Sie sahen viel Militär, Panzer, die die Straßen verstopften. Marie fragte, warum die Männer in den Uniformen die Beine so komisch hochheben würden. „Das nennt man marschieren“, erklärte meine Mutter. Nach einer Ewigkeit kamen sie an. Meine Mutter gab Heinrich etwas Geld. Er sagte: „Lass mal gut sein.“ Und nahm das Geld nicht an. „Es reicht mir schon, wenn ihr mir ein Telegramm schickt, wenn ihr angekommen seid.“ „Vielen Dank! Das machen wir“, flüsterte sie, damit die Soldaten nichts hörten, die überall rumstanden. Sie verabschiedeten sich. Heinrich wünschte noch viel Glück.

Dann gingen sie zu einem Fährmann und fragten ihn, wo die „Blaue Möwe“ liegt. „Ich führe Sie hin.“ „Danke!“, sagte sie. Sie gingen an vielen schönen Booten vorbei, bis sie zu einem blauen Motorboot kamen. Meine Mutter fragte einen Mann, der sich sonnte: „Gehört Ihnen die „Blaue Möwe“?“ „Ja“, murmelte er. „Mein Mann hatte eine Vereinbarung getroffen.“ „Dann sind Sie Frau Philipp, herzliche willkommen an Bord“, grinste der Mann. „In einer halben Stunde fahren wir los.“ Unterwegs aßen sie das restliche Essen von Heinrich und genossen die Aussicht. Dann schlief meine Schwester ein. Meine Mutter nahm meine Schwester in den Arm und probierte, nicht einzuschlafen. Doch nach einer langen Zeit fielen auch ihr die Augen zu. Irgendwann kamen sie mitten in der Nacht an einem sehr kleinen Hafen an. „Braucht ihr noch irgendwas für die Nacht?“, fragte der Mann. „Eine Decke“, antwortete meine Mutter beschämt. Sie suchten sich einen wind- und regengeschützten Platz unter einer Donaubrücke und schliefen gut unter der rauen Decke, die der Mann ihnen geschenkt hatte. Am nächsten Morgen erwachten sie mit Hunger, aber sie hatten nichts mehr.

„Busverkehr aufgehoben“ stand auf dem Schild. „Die Armee hat die Busse für den Krieg genommen“, sagte meine Mutter und dachte dann: „Aber das ist ja jetzt auch egal, ohne Visum hätten wir den Bus gar nicht nehmen können.“ „Dann müssen wir uns eben in einen Lastwagen schmuggeln, die hier andauernd langfahren und Dinge in die Schweiz bringen“, schlug meine Schwester vor.

Dann rannten sie zu einem Transporter, öffneten die Hintertür und dann sprangen sie schnell hinter ein paar Kisten. Plötzlich ging der Motor an und sie erschrakten sich fürchterlich. Marie klammerte sich an Schnuffelchen und an

unsere Mutter, die Angst hatte, dass sie von Soldaten erwischt wurden. Jedes Mal, wenn der Transporter stoppte oder sich verlangsamte dachte sie: „Gleich wird die Tür geöffnet und dann ist alles vorbei.“ Plötzlich stoppte der Transporter und sie vernahmen eine laute Stimme. Die Tür wurde geöffnet und ein Soldat mit Gewehr kletterte in den Transporter. Er war noch sehr jung. Meine Mutter flehte ihn geräuschlos an. Meine Schwester war den Tränen nahe. Ihr war klar, dass wenn sie jetzt weinen würde, noch mehr böse Männer kommen würden. Sie presste ihr Gesicht in Schnuffelchen. Der Soldat blickte lange auf sie, drehte sich um und schloss die Transportertür von außen. „Sie können losfahren“, rief er dem Fahrer zu.

Zwei Jahre nach Kriegsende traf ich meine Familie endlich in den Schweizer Bergen wieder. Vater hatte es leider nicht geschafft.